



Begründungen der Jurys Deutscher Kurzfilmpreis

„So schön wie Du“

Zwei Freundinnen auf dem Land, Tina und Marlene, beide 15, eine dem gängigen Schönheitsideal von Casting-Shows entsprechend, eine eher nicht, auf der Suche nach Anerkennung. Beide wollen durch bedeutungslosen Sex, Alkohol und Feiern in der Disco Selbstbestätigung finden, was aber letztlich nur dazu führt, dass sich ihre Einsamkeit verstärkt. Vor allem Marlene, die Tina um ihr Aussehen beneidet und von den Jungs bei den nächtlichen Exzessen verspottet wird, entfernt sich immer mehr von sich selbst. Marlenes Frustration führt schließlich zu einem eifersüchtigen Verrat an ihrer Freundin.

Der Film lässt die Sehnsucht nach Liebe, nach Nähe, nach einem wahrhaftigen Gefühl für andere und sich selbst spürbar werden, zeigt das Scheitern und dessen ganze Schmerzhaftigkeit mit Konsequenz und klaren Mitteln. Vom Drehbuch über Szenenbild, Inszenierung, Kamera und Schnitt bis hin zur bewunderungswürdigen Leistung der beiden jungen Hauptdarstellerinnen Runa Greiner und Anna Lena Klenke befindet sich dieser 30-minütige Kurzfilm von Franziska Pflaum auf einem durchgängig sehr hohen Niveau. "So schön wie Du" ist ein Film, der berührt und im Gedächtnis bleibt – nicht zuletzt weil es Franziska Pflaum gelungen ist, und das ist das Erstaunliche, hinter der gezeigten Tristesse den verschütteten Kern menschlicher Wärme und Würde lebendig zu halten.

„Die Nacht des Elefanten“

Nadel und Zwirn braucht man eigentlich, um sich ein schickes Teil zu nähen. Oder - um einen Film zu machen. Mit wenigen Stichen gelingt es den Filmemachern, eine fernöstliche Tier- und Märchenwelt zu erschaffen. Die Geschichte wird alters-, sprich zielgruppengerecht erzählt und dabei geschickt mit den Materialeigenschaften gespielt. Gute Ideen erwecken oft den Eindruck des Naheliegenden. Die scheinbare Einfachheit in der Wahl der Mittel entspricht perfekt der Struktur und dem Charme der Geschichte und erzeugt einen wohltuenden Kontrast zu den sich immer ähnlicher werdenden Computeranimationen, die den Massenmarkt bedienen. Aber nicht nur deswegen bezauberte der heute auszuzeichnende Film die Jury. Im digitalen Zeitalter wirkt der Film geradezu analog. Stoffe und Knöpfe bekommen eine Seele. Figuren werden mit einfachsten Strichen lebendig, stehen im Kontrast zu üppiger Ornamentik. So altmodisch das klingen mag, aber die filmische Nadelarbeit ist bestens geeignet, auf besondere Weise die Kreativität unserer Kinder zu befördern. Mehr von solchen Filmen und - um im Bild zu bleiben - der deutsche Animationsfilm wäre raus aus dem Schneider.

„Sieben Mal am Tag beklagen wir unser Los und nachts stehen wir auf, um nicht zu träumen“

Die Spieluhr spielt. Die Lichtschalter tanzen dazu. Die Lampe sendet Morsezeichen. Alte Kabel greifen tentakelartig nach dem Bildbetrachter. Mechanisches Objektballett nennt es die Künstlerin selbst. Eine überbordende Fülle von originellen Bildfindungen in einer Art Recyclingkabinett wird mit Interviewtexten, Gesängen und Geräuschen verwoben. Es sind Erinnerungen und Befindlichkeiten, die in eine filmische Performance überführen. Das sichere Gefühl für Timing und Tonalität zieht den Zuschauer hinein in die Episoden-Schicksals-Miniaturen. Eine surreale Welt inmitten muffigen und bröckeligen Tapetendesigns. Gelebtes Leben tritt noch einmal auf die Puppentheaterbühne, vorbeirauschende Züge verbinden die Kapitel. Man fühlt sich an Filme von Jan Svankmajer oder der Gebrüder Quay erinnert, nur ist bei unserem ausgezeichneten Film nichts im klassischen Sinne animiert. Alles bewegt sich real. Mechanisches Ballett eben.

„Nach Auschwitz“

Brillen werden entwirrt, Kofferschlosser von Rost befreit, Schuhe gewaschen. Symbolträchtige Gegenstände, die vor dem Verfall bewahrt werden, um die Authentizität eines Ortes zu erhalten. Der Dokumentarfilm zeigt Restauratoren im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz bei ihrer Arbeit. Mit der gleichen Behutsamkeit und Präzision wie seine Protagonisten nähert sich Jan Sobotka der Frage nach dem Umgang mit dem Erbe des Holocaust. Keine Erklärung, kein Pathos, keine erzwungene Betroffenheit. Indem er sich auf die nüchterne Beobachtung beschränkt, bringt uns der Film wie von selbst darauf, dass es nicht nur um den Erhalt historischer Museumsstücke geht, sondern um die Suche nach Möglichkeiten der kollektiven Erinnerung. Anstatt Antworten zu geben, lässt der Film Raum für Gedanken, Gefühle und Fragen. Das ist, so seltsam es in diesem Zusammenhang klingen mag, eine Wohltat. Nicht, weil es uns als Zuschauer entlastet, sondern, im Gegenteil, zum Nachdenken bringt.

„ULLI“

Manchmal kann nicht einmal die Liebe Wunden heilen. Ulli, ein Adoptivkind, wächst in den behüteten Verhältnissen einer Vorstadtsiedlung auf, dennoch läuft sein Leben vollkommen aus dem Ruder. Ulli, ein Getriebener, findet keinen Platz in dieser Welt: weder in der Familie noch in der Psychiatrie, schon gar nicht in sich selbst. Es sind die Gespenster der frühesten Kindertage, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Selten hat man in einem Dokumentarfilm so schmerzhaft Grenzen erfahren: Die Psychiatrie kapituliert, die Adoptivfamilie kann ihn nicht retten und Ulli bleibt ein Gefangener seines Traumas. Der Regisseur Martin Heckmann, der Bruder des Protagonisten, trägt viele Puzzleteile aus Tagebüchern, Home-Videos und anhand von Erzählungen der Freunde zusammen. Das Beklemmende erspart er sich und uns nicht. Die besondere Stärke des Films besteht jedoch darin, wie er aus diesem Abgrund heraus seine Fragen nach der Verantwortung der Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen groß und radikal formuliert.